

Atlantis

– das Leben im Untergang

Auf den Bahamas steht ein Vergnügungs-Hotel. Für die einen ist es der letzte Schrei, für die anderen ein Ort tiefer Depression. Hauptteil des Spektakels: Haie, Rochen und Muränen

Text: Zora del Buono Fotos: Stefan Pielow





Opulente Ornamente: Wände, Decken und Böden der Eingangshalle sind reich dekoriert



Teure Aussicht auf schöne Männer. Die Suite in der Brücke (Bildmitte) kostet 25 000 Dollar pro Nacht

DREI ZAHNPUTZGLÄSER STEHEN nebeneinander auf einem weißen Laborschrank. Darin je ein Fisch. Links ein blauer, in der Mitte ein grüner, rechts der rote. Sehen trostlos aus, die Tierchen. Man wünscht ihnen etwas Grünzeug oder ein bisschen mehr Platz. „Das sind sehr niedere Tiere“, meint die Meeresbiologin trocken. Da mag sie wohl Recht haben. Und warum auch sollte sie das Schicksal dieser drei „niedereren“ Tiere irritieren, ist sie doch mitverantwortlich für rund 50 000 Meerestiere in dem laut Management weltweit größten Aquarium. Dem Aquarium des Hotels „Atlantis“ auf den Bahamas.

„Ich zerhacke jeden Tag 400 Kilo Fisch“, sagt Rudolph, lacht und haut mit seinem Messer ein silbriges Exemplar klein. Rudolph bereitet das Futter für die Tiere in den Aquarien vor. In seiner Fischküche stehen säuberlich aufgereiht mehr als ein Dutzend Metallimer, in denen die zerkleinerten Meerestiere glibbern. 80 Kilo Shrimps kommen täglich noch dazu. Auf einer Metalltafel an der Wand steht mit grünem Filzstift geschrieben, wie viel von welchem Fisch die Muränen, die Haie, die Hummer und die Piranhas bekommen. Was deutlich und blutig in Erinnerung gerufen wird: Fische fressen Fische. Tonnenweise.

Aquarien können, wie Zoos überhaupt, sensible Gemüter doch sehr deprimieren. Diese Anlage bildet keine Ausnahme, und das Gefühl wird noch stärker durch die Gewissheit, dass die Tiere hier nur der Dekoration dienen. Von Arterhaltung, wozu Zoos da sein mögen, kann in diesem

Fall nicht die Rede sein. Gewiss, die Fische sind gut genährt und überaus hübsch anzuschauen. Und doch stellt sich immer wieder die Frage: Wozu das alles? Wer will hier eigentlich hin? Und warum bloß?

Es sind viele, die hierhin wollen, jede Nacht rund 5000 Menschen. Sie alle wollen ins Hotel „Atlantis“ auf „Paradise Island“. Sie alle möchten sich erholen und amüsieren. Und die Aquarien sind Teil des Amusements, gehören zu der hollywoodreifen Inszenierung der ganzen Lokalität dazu.

„Atlantis“ heißt das vor zwei Jahren für 480 Millionen Dollar fertig gestellte Hotel auf den Bahamas nicht zufällig: Sein Motto ist das untergegangene Atlantis. Es ist ein Themenpark, der an die neuen Hotels in Las Vegas erinnert, die mit viel Styropor und bemalter Pappe Ägypten imitieren oder mittelalterliche Ritterwelten nachbauen. Eines ist diesen Häusern allen gleich: Entworfen wurden sie von Filmarchitekten, für die Eklektizismus – das beliebige Nebeneinander von Formen – kein Schimpfwort ist und die offensichtlich frei von ästhetischem Schamgefühl sind. Die Postmoderne hat selbst diese Art von Architektur ermöglicht.

Und so kleben nun Kunststoff-Delfine an den Fassaden, tragen bauchige, statisch maßlos überdimensionierte Stützen Wasser in einen Brunnen, wachsen Seepferdchen aus den Wänden, ist eine Kuppel vom Ausmaß einer mittleren Barockkirche überreich mit enormen Muscheln dekoriert. Wenn auch das Ornament heute

Futter für die Fische: Rudolph zerhackt jeden Tag knapp ein halbe Tonne Meerestiere.

Die Meeresbiologin und ihre Assistentin sind zuständig für 50 000 Bewohner der Aquarien.

Lampen mit Muscheldecor: Maritimes, wohin das Auge schaut

in der Architektur kein Verbrechen mehr ist, so wird es hier wieder zu einem.

Rudolph kommt mit dem aufwändig inszenierten touristischen Atlantis kaum in Berührung. Was oben passiert, interessiert ihn nicht. Denn sein Leben spielt sich hier unten ab. Wie ein unterirdischer Highway zieht sich ein breiter Flur unter dem Hotelkomplex durch. Dies ist die Schlagader der ganzen Anlage. Von hier gehen die Küchen der 20 Restaurants, die Umkleideräume für die 5600 Angestellten, die Kantinen, die Büros, die Heiz- und Wasseranlagen, die Umwälzpumpen für die Aquarien, Rudolphs Schlacht-Raum und die Labors der Meeresbiologin ab.

Oben glaubt man sich in irgendeinem Vergnügungspark der Vereinigten Staaten, hier unten ist man auf den Bahamas. Ein Taucher plaudert mit einer Köchin, ein dicker Mann schiebt einen metallenen Wagen mit schmutziger Wäsche durch den Flur. Zimmermädchen kommen kichernd um die Ecke gebogen. Die Biologin steckt kurz den Kopf durch die Tür eines Raumes und wirft einen Kontrollblick auf die Schildkröte in einem beleuchteten Becken des Fischkrankenhauses. Alles in Ordnung.

Die Gästebetreuerin Kathy kommt aus dem Umkleideraum. Sie nestelt an ihrer bunten Bluse und setzt grinsend einen Strohhut auf. Dann nickt sie freundlich und verschwindet ins Treppenhaus. Oben tritt sie durch eine diskret angelegte Tür in die Eingangshalle, und jetzt hat sie einen ganz anderen Ausdruck im Gesicht. Denn oben gibt man sich distinguiert und vor allem distanziert. Bildschöne Frauen wie Kathy führen die Gäste ein in die Welt des imaginierten Atlantis.

Es ist kalt und dunkel, die Klimaanlage surren. In dunklen Gängen stehen seltsame Geräte; in einer Nische hängt ein wie in Metall verwandelter Riesenkäfer mit Flügelchen und drei Sitzen. Ein Mann in gelben Shorts blickt ratlos. Kathy guckt ihm direkt in die Augen und sagt: „Das ist ein Fahrzeug der Bewohner von Atlantis.“ Der Tourist nickt verständlich und zeigt auf



Ein beliebiges Nebeneinander von Formen, gebaut ohne ästhetisches Schamgefühl



Die Schrift von Atlantis ist entschlüsselt. Hieroglyphen in den Katakomben des Hotels



Tauchen für die Sauberkeit. Ein Angestellter reinigt die künstlichen Korallen

eine Rüstung, die einer Star-Wars-Produktion entliehen sein könnte. „Arbeitsbekleidung“, meint die junge Frau mit todernter Miene. Auf die Wände sind fremdartige Zeichen gemalt. „Unsere Sachverständigen haben die Schriften entziffert“, sagt Kathy bestimmt. „Wir wissen schon sehr viel über das Leben auf Atlantis.“ Schnell geht sie weiter. Die Touristengruppe folgt ihr. Hinter großen Fensterscheiben dann die Unterwasserwelt mit Tausenden von Fischen, die durch eine pflanzenlose, kahle Steinlandschaft schwimmen, vorbei an mannshohen Skulpturen und Fragmenten aus der untergegangenen Stadt. Korallen scheinen aus dem Betonboden zu wachsen, ein blauer Fisch nuckelt daran. Aber nur kurz, denn auch die Algen auf den Plastikkorallen sind nicht echt.

Im Hintergrund leise Musik, das Ende des Flures ist in blaues Licht getaucht. Quallen schweben vorbei, aus Urnen glotzen Muränen hervor, Menschen in Shorts stehen vor einer Scheibe und betrachten stumm die Piranhas. Die Kinder wispern nur noch, befriedigt und beeindruckt von dem gerade erlebten Hautkontakt mit einem Seestern und einer Seegurke im eigens dafür hergerichteten Streichelbecken.

Durch das Wasser hindurch fällt der Blick auf ein Restaurant auf der anderen Seite des Aquariums. Paare sitzen an den Scheiben, essen und gucken beiläufig in die Unterwasserwelt. Ein Mahi Mahi schwimmt vorbei, seltsam schief, als sei ihm schwindelig. Der riesige Fisch, dessen Maul wie das eines Delfins aussieht, wird nicht mehr lange leben. Er kommt nicht zurecht mit den vielen Hindernis-

sen. Sein eigentlicher Lebensraum ist der offene Ozean, nicht die Welt der Riffe, seien sie nun echt oder künstlich. Das Tier stößt gegen Kanten und Dekorationen, es verletzt sich. In den Wunden nisten sich Parasiten ein und zerfressen seine Haut. Der Mahi Mahi wird – so sagt man hier – wahnsinnig, rammt immer weiter Wände und Glas und atlantische Überreste, so lange, bis ein Taucher ihn aus dem Aquarium entfernt. Denn taumelnde Fische sind nicht besonders dekorativ. Und dann wird er eines Tages tot und tiefgefroren in einer der Kühlboxen des Fischkrankenhauses liegen – er wird nicht der erste sein. Der letzte hat sechs Wochen in der Gefangenschaft überlebt.

Die Taucher haben aber auch noch anderes zu tun, als kranke Tiere einzusammeln. In erster Linie putzen sie. Die Fenster, die Böden, die Plastikskulpturen. In zweiter Linie sehen sie sexy aus. Junge, hübsche Männer in hautengen, leuchtend blauen Tauchanzügen, die die Scheiben entlangschweben. Coole Typen, die beim öffentlichen Fischefüttern zum Mittelpunkt der Show werden. Die Schönheit dieser Menschen gehört zur Inszenierung dazu.

Eine Horde bahamesischer Schulkinder mit Notizblöcken unterm Arm rennt durch den Flur ins Freie. Sie haben gerade eine archäologische Unterrichtsstunde im Luxushotel hinter sich. Draußen grelles Sonnenlicht, Palmen, Geruch von Kokos-Sonnenöl, Menschen mit Plastikbändern um die Handgelenke liegen auf gestreiften Badetüchern. Mark-

Beim ersten Mal ist es noch aufregend: Im Becken angekommen, gleitet der Tourist langsam am Hai vorbei

ierte Hausgäste.

In mehreren Lagunen schwimmen Haie und Rochen in großen Gruppen. Einige Spezies pflanzen sich sogar fort, sie fühlen sich scheinbar sehr wohl hier. Die meisten Exemplare jedoch werden aus dem Ozean geholt. Drei Taucher fahren dann in einem Boot mit Wassertank hi-naus aufs Meer und sorgen für Nachschub. Sie wissen genau, wo welche Tiere zu fangen sind.

Einmal wöchentlich erstellen die drei Meeresbiologen eine Liste, was für Fische ihnen fehlen. Fehlen Tigerhaie, werden Tigerhaie beschafft. Könnten es ein paar Stachelrochen mehr sein, werden Stachelrochen geholt. Das Meer als endlose Ressource. Auch die sensiblen Mahi Mahis gibt es im atlantischen Gewässer en masse. Ob sie nun im Restaurant auf dem Teller liegen oder im Aquarium irre werden, spielt eigentlich keine große Rolle, ist das Tier doch für den Menschen da. Meistens auf jeden Fall und hier sowieso.

Der Hai ist die Krönung der Anlage, die Pointe geradezu. Der Hai und der Tourist könnten einander hier ins Angesicht schauen wie selten sonst. Der Tourist kraxelt auf einen Turm, genannt der Maya-Tempel, setzt sich in einen blauen Gummireifen und rutscht in die Tiefe. Unten angekommen, gleitet er sicher und langsam in einer Plexiglas-Röhre an dem Hai vorbei. Den bedrohlichen Hai interessiert es kaum. Den Touristen nach dem zweiten Mal auch nicht mehr.

Aber das macht nichts, denn viel länger als drei Tage bleibt kaum einer hier. Zum einen ist das Paradies teuer: Das billigste Zimmer im „Coral Tower“ kostet 345 Dollar die Nacht, mit Meerblick wird es 50 Dollar teurer, Essen nicht inbegriffen. Die Brücken-Suite ist für 25 000 Dollar zu haben – Leute wie Michael Jackson mieten sich hier ein. Zum anderen langweilen Themenparks recht schnell, sie sind schließlich nicht auf lange Besuche angelegt. Neuankömmlinge sind sofort zu erkennen: Sie wandern langsam um die Meerwasserlagune herum, betasten die Dekorationen,

Ein Mahi Mahi schwimmt vorbei, seltsam schief, als sei ihm schwindelig



verweilen bei den Aquarien, zeigen auf die Riesenschildkröten, die sich sonnen. Schon am zweiten Tag jedoch werden sie sich nicht anders benehmen, als sie es in anderen Hotels der gehobenen Mittel- und der Luxusklasse auch tun würden: schwimmen, am Pool liegen, sich mit Sonnenmilch eincremen, essen. Einen Drink an der Bar mit Steel-Drum-Orchester nehmen. Tennis natürlich, vielleicht auch Golf. Kaum einer beachtet dann noch die Tiere. Ein schaler Nachgeschmack bleibt nicht aus.

Der Lärm ist höllisch. Es scheppert und klimpert, ein paar Musiker kämpfen gegen den Geräuschterror an. Das Hotel-Casino hat rund um die Uhr geöffnet, mit 1100 „einarmligen Banditen“ und 80 Spieltischen ist es das wichtigste der Karibik. Neben den Familienvätern, die hier Mann von Welt spielen, sitzen auch die anderen an den Roulette-Tischen, die Wichtigen, die wirklich Reichen nämlich.

Paradise Island ist ein sehr kleines Paradies. Das Inselchen ist über eine Brücke mit der Hauptinsel New Providence verbunden. Gleich hinter der Brücke liegt Nassau, Hauptstadt der Bahamas, ehemalige Hauptstadt der Piraterie und eine der Hauptstätten des internationalen Schwarzgeldmarktes. Die bunten Häuschen im Kolonialstil sollen karibische Heiterkeit und Sorglosigkeit vermitteln. Die Tages-touristen, die von den Kreuzfahrtschiffen über das Städtchen herfallen, spazieren die Hauptstraße hoch und runter. Dass ein paar Straßen weiter hinten die Elendssiedlungen der geflüchteten Haitianer beginnen,

registrieren sie nicht. Nicht zu übersehen hingegen sind die handgeschriebenen Plakate, die in den Schaufenstern kleben und vor Aids warnen.

Nur interessieren die lokalen Probleme kaum jemanden, denn hier geht es entweder um Spaß oder um Geld, um viel Geld. Rund 75 000 Briefkastenfirmen gibt es in diesem Land mit dem nahezu absoluten Bankgeheimnis. 450 Banken haben sich in Nassau angesiedelt, hoch qualifiziertes Personal berät die Geldwäscher und Steuerflüchtlinge, deren Yachten gerne im Privathafen des „Atlantis“ anlegen. Mit dem Taxi über die Brücke rüber zum Banktermin, danach zu einem Drink in einer der Bars im „Atlantis“. Anschließend zum Dinner in eines der Restaurants. Die gibt es reichlich, vor allem die der hohen Preisklasse. 5000 Gäste, von denen die wenigsten abends die Insel verlassen, wollen versorgt sein. Auch hier gilt: Der Betrieb läuft reibungslos. Kantinenstimmung auf höchstem Niveau.

Draußen ist kaum noch jemand. Und ohne Menschen ist das alles leichter zu ertragen; fast ist man versucht zu sagen, dass es nachts hier sogar richtig schön ist. Die Delfin-Springbrunnen sind beleuchtet, Palmen wehen im lauen Wind, das Meer rauscht, die Schwimmbecken schimmern spiegelglatt, die Haie und Rochen sehen aus wie fließende Schatten, das dramatisch beleuchtete Hotel erinnert an ein Märchenschloss.

Zu dem Ambiente passte auch das Hochzeitspaar, das wie Hunderte andere seine Honeymoon-Reise hierher machte, heute Morgen für einen Moment reich war

**Lebenstraum für die Paare aus den USA:
Hochzeit im künstlichen Paradies**

und in einem Traumland, glücklich und dem normalen Leben ganz entrissen. Die Braut im weißen Kleid mit bloßen Füßen im Sand, der Bräutigam mit strahlendem Gesicht, das blaue Wasser des Atlantiks im Hintergrund. Versöhnlich stimmt das kleine Mädchen, das vorhin seine Nase an eine Scheibe drückte und nicht etwa einen Hai sah, sondern staunend die Bewegungen einer kleinen Qualle verfolgte, sie imitierte und den ganzen Trubel drum herum nicht mehr wahrnahm. Als gäbe es auf der Welt nur dieses Kind und die Qualle.

Auch zu später Stunde sieht es im Untergrund-Highway aus wie immer. Das Neonlicht kennt keine Tageszeit. Menschen schieben Wägelchen mit Wäsche über den Flur, reden kurz miteinander, grüßen einander. Rudolphs Fischküche ist blitzsauber, die Büroräume der Meeresbiologin sind aufgeräumt, die drei Fische schwimmen in ihren Gläsern. Ein Tütchen mit Fischfutter liegt daneben. In den Umkleidekabinen der Taucher hängen die blauen Anzüge nebeneinander an Haken. Im Fischkrankenhaus summen elektronische Geräte. Es sind kaum Tiere da, nur in einem kleinen Tank liegen Seegurken und Seesterne herum. Sie haben eine Woche Pause, um sich von den vielen Kinderhänden im Streichelbecken zu erholen. Was für ein Anblick: eine gestresste Seegurke im Urlaub. ∞

Zora del Buono, Jahrgang 1962, ist Architektin und mare-Kulturredakteurin. Sie lebt in Berlin.

Stefan Pielow, Jahrgang 1959, ist freier Fotograf in Hamburg.

In mare No. 20 berichteten die beiden vom Unterwassertheater für Sejungfrauen in Florida



Hinter der Brücke liegt Nassau, die ehemalige Hauptstadt der Piraten